

(Nachdruck verboten.)

## Der Müllerhannes.

6)

Roman aus der Eifel von Clara Viebig.

Dranzen tummelten sich die Frau und die Magd in der Küche, ein Knecht wurde auch zur Hilfe gerufen. Der mußte Holzklöben ins Herdloch stopfen und frisch anfeuern. Rahm wurde abgeschöpft und Eier geschlagen; mit hochroten Waden stand Tina am Feuer, und dabei ängstete der Gedanke sie: was wollte der Laufeld vom Hannes? Der kam nicht in guter Absicht! Sie hatte immer Angst.

Drinne saß der Laufeld auf dem Kanapee, bequem angelehnt und musterte die Einrichtung. Er war noch kein alter Mann, einer mit frischrotem Gesicht und blanken Augen, aber doch ein gut Stück älter als Hannes; und er sah auf den mit dem Uebergewicht, das ein ganz solides Bestium giebt. Müllerhannes schaute das und blies sich auf.

Sie redeten hin und her, vom Wetter, von der Ernte, von der Hirnes und vom Viehstand. Auch von der Politik.

Sie kriegten bald das Ranken. Jakob Laufeld war kein Verbißener, der kaum die Lippen von einander brachte, nur ab und zu ein Wort fallen ließ, als lohne es ihm nicht recht vor dem Hannes, der nichts wert war, wie die Maarfeldener alle. Selbst ihr Pastor war nicht besser. Zudten nicht der Herr Dechant und die andren Amtsbrüder über den Arnoldus Cremer die Achseln, der in niedergetretenen Baststüben tief und den Bauern nachts die Weiden am Maar siehlen sollte für seine Körbestecherei?

Auf Maarfelden ließ Hannes nichts kommen, das war ja seiner Mühle benachbart. Und der Cremer, das arme Männchen? Da sollte doch die geistliche Obrigkeit, die selber im Bett saß, den besser stellen. Wenn er Vegium Winters dem Alten nicht eine Fuhre Holz vor die Pfarre schickte und ab und zu einen Sad Hobelspäne, mußte der frieren. Und das bißchen, was seine Wirtschaftlerin, das Engeldche, für die Störbe erlöste, war ihm wohl zu gönnen, dem Roldes, dem spazigen Männchen.

Den Laufeld, was er auch dachte, entsetzte doch diese respektlose Rede. Gut, daß jetzt die Magd mit den goldgeränderten Tassen kam und Frau Tina einen Berg frischer Waffeln hereinbrachte.

Da langte der Laufeld wieder zu und trank auch verschiedene Schnäpfe; dann, als er so recht da, satt und befriedigt war, legte er die flache Hand auf den Tisch und sagte:

„Ja, wat ich eweil noch sagen wollt' ich kündigen Euch die Hypothek. Martini muß ich mein Geld haben.“

Hannes sah ihn ganz verdutzt an — Hypothek — kündigen — zu Martini — war der Laufeld schon befoffen? Die Hypothek, die schon seit mehr als zwanzig Jahren auf der Mühle stand — ?!

„Ha, ha, hoho — hohohooo!“

Aber Jakob Laufeld blieb ganz ernsthaft, erhob sich und knöpfte seine Weste zu, die er sich während des Schmanjes ein wenig gelockert.

„Seid e so freundlich, Müller, laßt anspannen. Eweil fahren ich.“

„Bleibt doch noch, bleibt doch en halb Stund“, nötigte der Gausherr. „Ich han noch des Verknaster im Keller, den müssen wir noch ebs probieren.“

Aber der andre bestand darauf, fortzufahren. Dem Knecht, der das Pferd gefüttert und jetzt das Chaischen vor die Thür brachte, gab er fünf Pfennig Trinkgeld. Dann, schon mit einem Fuß auf den Wagentritt, die Peitsche in der Hand, drehte er den Kopf noch einmal halb herum und sprach so über die Schulter:

„Also auf Martini — eweil wißt Ihr't. Bringt nur dat Geld selber, et soll mir angenehm sein. Ich han auch das Verknaster im Keller. Ge, willst ge, habri!“ — er schlug auf den Gaul — „adjus! Bis Martini — Gut Zett!“

Fort rollte das Chaischen, und Müllerhannes sah ihm nach mit offenem Munde und weit aufgerissenen Augen. Er kam sich ganz dumm vor — was hatte der Laufeld gefaselt? — Hypothek — fünftausend Thaler — das waren fünfschntausend Mark — ein gehöriger Batent!

„Strenzwitterparapete!“ Na, das war ja alles ein

dummer Spas, warum sollte der ihm denn auf einmal die Hypothek kündigen?!

Da legte sich eine zitternde Hand auf seinen Arm — er sah um — seine Frau stand bei ihm und schaute ihn ans ängstlichen Augen an.

„Ich han't gehört, — ach Jesus, Hannes, — den Laufeld künd't Dir die Hypothek — wie viel is et dann? Kannste se zahlen?!“

„Ne,“ fuhr es ihm heraus; aber als er ihre Angst sah, machte er sich groß: „No, leicht! Wat meinstie denn, bin ich en Hungerleider, de net piep sagen darf, wenn andre Vögel pfeifen?! Ich sage Dir, den kriegt sein Geld auf Martini bei Selter und Pfennig. Dat is mer akkurat recht mit der Kündigung, da han ich auch kein Umbra“) mehr mit den Zinsen!“

Sie glaubte es ihm nicht — er sah's an ihrem Gesicht, da paatte ihn der Meger. Wie durfte sie an ihm zweifeln?

„Nach' net e so en deierlich Wisasch, wie Maria am Kreuz! Hochdonner noch ebs, steht net so da, wie die Kat, wann's donnert!“ Er herrschte sie gewaltig an; sie war sein Herrschen gewohnt, manche Thräne hatte sie schon still darum vergossen, aber heut' war's zu arg. Und die Sorge dabei im Herzen!

Laut aufweinend, hielt sie sich die Schürze vors Gesicht und lief davon, ins Haus, in die Kammer. Dort kniete sie nieder vorm Muttergottesbild.

V.

„Sankt Martinus kommt zu Pferd und macht den Bauer asert“ — Müllerhannes mußte nun doch daran glauben, die gekündigte Hypothek zu bezahlen; es ging ihm diesen Martini, wie so vielen andren Bäuerlein, die mit Not und Mühe ihre paar Groschen zum Pahltag zusammenschrayen. Der Laufeld wollte um keinen Preis warten, er hatte noch was Schriftliches geschickt. Und Hannes, in dem dumpfen Gefühl, daß jener ihm nicht wohlwolle, hatte auch gar keinen Versuch gemacht, ihn zur Rücknahme der Kündigung oder wenigstens zu einem Aufschub zu bewegen. Das sollte ihm einfallen, dem Laufeld gute Worte geben! Vor dem einen Strajfuß machen — nein, niemals.

Des Hannes Gesicht sah frozig aus, als er am Vormittag des ersten November gen Wanderscheid fuhr. Das Thal war eng; noch hatten sich die Nebel darin nicht gelüftet; sie hockten auf dem gewundenen Pfad und hingen um die vorspringenden Nasen der Felsen, wie nasse Schleiersephen. Jetzt war alles Grün dahin. Die Brombeeren und wilden Rosenbeeren hielten nur hier und da noch ein letztes rostbraunes Blatt, eine verkrümpfte Hagebutte fest; widerlich schrie ein Häher aus dem dünnen Eichenbusch. Ein ganzer Schwarm himgriger Krähen schaute auf vom Peitschentall und firebte mit schwerfälligem Schlagen der nassen Flügel den winzigen Saatstreifen auf der Höhe zu.

Wild brausie die Kleine Koll. Das war kein Bach mehr, das war ein Fluß, der die Wiesen rechts und links überschwemmte, fast die Breite des ganzen Thälchens einnahm und laam die Straße freitlich.

Des Mühlenhannes Stirn unndölfte sich. Hier unten, dort jenseits, da wo der Rosenberg abstürzt und seine Geröllhalde in ein sammelweiches Uferland übergeht, baute sich einer an — ein Müller! Schon stand das Haus unter Dach — nächsten Sommer war's wohl beziehbar — schon zeigte sich das Gestühl fürs große Rad, und ein paar riesige Mühlsteine lagen schon auf dem Hof. Und hier, tausend Schritt bachaufwärts, kam noch ein zweiter Müller zu wohnen, der Bruder vom mitern — der eine eine Schneidemühle, der andre eine Mahlmühle — schöne Aussicht das! —

Hannes blickte grimmig drein. Das war ja eine ganz infame Freiheit, sich ihm so auf die Nase zu legen! Wie konnten die sich unterleben? War er nicht da, er, der Müllerhannes?! Für so viel Mühlen war kein Verdienst hier zu Land. Und das Wasser würden sie ihm abfangen! Wenns mit dem Zufuß aus dem Maar knapp geworden, hatte er doch immer sein gut Teuf aus der Kleinen Koll gekriegt, nun sollte ihm die auf einmal nicht mehr allein gehören?! No, wart, das wollte er ihnen zeigen, was es heißt, den Müllerhannes

) embarras.

schikanieren. Das ließ er sich nicht gefallen, und sollte er vor Gericht gehen!

Zornig hieß er auf die Pferde ein, weiter, weiter, daß er nur nichts mehr von dem Mergernis sah.

Heut' waren beide Gänle eingespant, trotzdem der Weg nicht weit und sie daheim schlecht zu entbehren gewesen. Er was, die Leute konnten eben einen Tag länger auf ihr Mehl warten, lästig genug, daß man's ihnen vors Haus fahren mußte — der Laufeld war einpännig gekommen, nun kam er dem heut' zweispännig. Fürnehm genug sah's aus, das gelackierte Chaischen, und alles Lederzeug blank gewischt, das Riemenzeug mit Silber beschlagen! Müllerhammes schminzelte: ja, die Manderscheider würden Augen machen, aktuell, wie gestern die Wittlicher! Dort war er gewesen und hatte sich auf der Sparbank die dreitausend Thaler geholt, die dieser ihm als neue Hypothek auf die Mühle gegeben. Zweitausend Thaler hatte ihm der Schwiegervater hergestreckt, aber erst nach langem Zureden und Anhalten — die Tina hatte extra drum an die Mosele herunterfahren müssen. Wahrhaftig, es war nicht angenehm, zu jemand „Danke“ zu sagen. Das brauchte man wenigstens bei der Bank nicht, die kriegte ja Sicherheit in der Hypothek; das war gar keine Gefälligkeit, das war eben ein Geschäft!

Befriedigt war Hammes gestern durch Wittlich gefahren, die drei Tausend im Sack, aller Sorgen ledig. Die Gänle waren dahin gestoben, als hätten sie statt des Bluts Feuer im Leib. Das Pflaster hatte Runken geprüht unter ihren Hufen. Hui, durch die Gassen, daß Groß und Klein an die Thüren eilte und die Mädchen reich die Gardiröcke von den Fenstern bei Seite rissen. Er hatte allen zugewinkt. Sein rundes Gesicht blühte in einem jovialen Lachen, die Straße im grauen Novemberlicht wurde hell davon. „Auckelhei, den Müllerhammes, den Müllerhammes!“ Das hörte er gern.

Heut' konte er die frohe Lanne von gestern nicht finden. Hatte der Wein, den er im Wittlicher Gasthaus zur Traube getrunken, ihm den Kopf schwer gemacht? Er fühlte einen ungeheuren Brand. No, nur ein halb Stündchen Geduld, dann war er oben in Manderscheid, da gabs was zum Löcher.

Schon gingen die großen Rehren an, die langsam zum Plateau hinaufführen. Es war derselbe Weg, den er einst in hochzeitlicher Seligkeit mit seinem jungen Weib hinunter gefahren. Da hatte der Mond silberne Rosen gestreut, und alle Wunder der Mainacht hatten sich geoffenbart. Er erinnerte sich heut' nicht mehr daran. Aber wie damals guckte er hinüber zum Mosenkopf, der sich jetzt in ganzer Mächtigkeit über dem Vorland niederer Höhen erhob.

Der trug noch immer kein stolzes Haus auf dem Buckel, von dem man hinterespuden konnte auf die Welt. Aber — des Müllerhammes finstres Gesicht hellte sich ein wenig auf — das würde schon kommen, 's würde schon noch kommen, warum die Hoffnung aufgeben, wenn man stark ist und in den besten Jahren und — wenn man noch mal was zu erwarten hat? ! Nicht, daß er dem alten Knaner an der Mosele das Leben mißgönnte, nein, nein, es war nur schön, daß man noch mal einen gehörigen Bagen kriegte. Was der immer von schlechten Zeiten stöhnte, was einfach nicht zu glauben; und auf der Tina ihr Gerede war erst gar nichts zu geben. Die sah alles schwarz. Hatte sie nicht gesagt, es käme dem Alten sehr sauer an, als sie mit den zweitausend Thalern heimkehrte? Ach, was war die für eine Wehklage geworden, eine Quinsel\*) noch dazu! Wenn sie durchs Haus ging, bewegte sie oft still die Lippen, da betete sie bei sich. War das nicht zum ärgern? Eine Vetschweiser hatte er doch nicht zu freien gedacht, sondern eine junge Frische voll Lebenslust. Hübsch war sie auch nicht mehr, klapperdür; und seit sie ein paar mal Malheur gehabt, tränkete sie. Wars nicht eine Schande, nur die Fränz im Haus und keinen Sohn? !

„Verflirt!“ Der starke Mann sah an sich herunter und fireifte die kräftigen Lenden — nein, an ihm lag's nicht, er hätte Jungen in die Welt setzen können, wie weiland der Erzvater Jacob, zwölf an der Zahl, ein gewaltiges Geschlecht, das die Welt bevölkert.

Ein Gefühl, das er bis jetzt noch nie so deutlich empfunden, erhob sich plötzlich in ihm. Wars Enttäuschung, Zorn, Haß gegen die Schwache? Nein, nein, die Tina war ein kernbraves Weib, sie hatte keinen Willen und that, wie er befohl. Aber Empörung war doch in ihm. Ja, Empörung! Warum gebar sie ihm keinen Sohn, einen gefunden, strammen, so einen, wie er selber war! Die Fränz war hübsch und kräftig, ließ sich ganz gut an, aber was soll's mit einem Mädcl, kann die einmal regieren?

## Heidnische Blitzlehre.

Die gewaltige Naturerscheinung des Gewitters übt noch immer auf die Nerven zahlreicher Menschen einen unwiderstehlichen Anreiz, der die Empfindungen des Schreckens und der Furcht auslöst. Der Dichter hat gut singen:

„Wenn der uralte,  
Seilige Vater  
Mit gelassener Hand  
Aus rollenden Wolken  
Segnende Blitze  
Heber die Erde sät,  
Nüz' ich den letzten  
Saum seines Kleides,  
Stündliche Schaner  
Tren in der Brust.“

Deshalb haben viele Bewunderer der Goethe'schen Muse in den Augenblicken, da die himmlische Artillerie donnert, doch weder für die erhabene Schönheit des Naturschauspiels, noch für seine luftreinigende Kraft ein Auge vor lauter zähneklatterndem Schreden. Solche überwältigende Wirkungen hat das große Phänomen des Gewitters noch heute, obwohl es in civilisierten Ländern kaum noch einen Menschen geben wird, der nicht wenigstens eine dunkle Vorstellung hätte von der natürlichen Erklärung für Donner und Blitz und von der modernen Vorlesung zur Beseitigung der thatsächlich vorhandenen Gefahr.

Viel mächtiger noch war der Eindruck, den die Erscheinungen des Gewitters auf den Menschen machten, ehe man wußte, daß sie einen Ausgleichsprozeß zwischen der Electricität der Atmosphäre und derjenigen der Erde darstellen. Ehe eine wissenschaftliche Erklärung möglich war, schrieb man dem Gewitter einen überirdischen, übernatürlichen Ursprung zu.

So erklärt es sich, daß überall auf dem Erdenrund in dem mythologischen Vorstellungskreis der Naturreligionen Donner und Blitz eine große Rolle spielen als Bethätigung sei es eines allgemeinen Himmelsgottes, sei es eines bedeutenderen Donner- und Blitzgottes. Bei den alten Indern z. B. war der Himmelsgott Indra zugleich der Gewittergott, der mit dem Donnerkeil den Wolkenverfähuß spaltet. In einem Vedaliede heißt es darüber:

„Mit beiden Händen Indra den Keil ergriß;  
Wie'n scharfes Messer zum Wurf er schärfet ihn,  
Zum Drachennord er schärfet ihn . . .  
Ganz leicht, o Indra, die Wasser frei du gabs,  
Wie Wagen sie eufendend hin zum Meer,  
Wie Wagen strebend nach dem Preis.“

Diesem Moment sahen die Bewohner des auf Gewitterregen in so hohem Maße angewiesenen Landes natürlich mit Verlangen entgegen, und darum gab es im alten Indien besondere Sprüche, um den segensreichen Blitz, der nur dem Verruchten verderblich wird, in nuzbringender, ungefährlicher Gestalt künstlich herbeizugaubern; ein solcher Blitzzauber lautet also:

„Verehrung sei dem Blitze, dir!  
Verehrung dir, dem Donner, auch!  
Verehrung sei dem Steine (Donnerkeil), dir,  
Mit dem du auf den Bösen wirfst!“

Das Schläubern der Donnerkeile war auch eine Hauptfunktion des gleichischen Himmelsgottes Zeus, zu dessen ständigen Attributen auf bildlichen Darstellungen der als gezackter Feuerkeil gedachte Blitz gehört. Mit dem Donnerkeil erschlägt er Sterbliche, die er strafen will. Seinen Lieblingen auf Erden dagegen donnert und blüht er zum günstigen Vorzeichen kommenden Glückes. Dem Odysseus läßt er bei Homer auf die Bitte um ein Zeichen seinen Donner vom glanz-erhellten Olympos erschallen. Eine Magd des vielgewandten Dulders deutet die Sache gleich richtig:

„Vater Zeus, der du Götter und sterbliche Menschen beherrschest,  
Traun, laut donnertest du vom Sternengewölbe des Himmels;  
Doch ist nirgends Gewölk: du gewährest wohl einem ein Zeichen!“

Das war in hellenischer Frühzeit; aber noch in der geschichtlichen Epoche des perikleischen Zeitalters im 5. Jahrhundert v. Chr. bethätigte sich der griechische Donnergott in ähnlicher Weise gegenüber dem großen Bildhauer Phidias. Als dieser Künstler seine wunderbare Zeusstatue vollendet und in Olympia aufgestellt hatte, bot er den Gott um ein Zeichen, daß ihm das Werk gefalle. Da ließ Zeus seinen Donnerkeil durch das offene Dach des olympischen Tempels niederfahren, wenn wir der frommen Sage glauben wollen.

Anderwo gab es besondere Donnergötter. Bei den Perianern existierten zur Zeit der Eroberung durch die Spanier besondere Tempel des Donnergottes, dessen Name Ilapa gleichzeitig die Bedeutung Donner, Blitz und Donnerkeil hatte. Fromme Spanier zogen aus diesem dreifachen Wortsinne den kühnen Schluß, daß die Perianer ursprünglich sich zur Dreieinigkeitslehre bekennen hätten, deren hoher Sinn erst durch die höllischen Künste satanischer Gewalten in heidnischen Afsinn verkehrt worden sei: „Der Teufel stahl, soviel er konnte,“ meint der Geschichtschreiber Herrera mit rechtgläubiger Entrüstung. Im alten Babylon führte der Donnergott den Namen Baruk, was soviel wie Blitzgott bedeutet. Das kommt denn auf gleiche hinaus, wie die altgermanische Gottheit Donar, an die noch

\*) Bewußtloser.

(Fortsetzung folgt.)

heute unser Donnerstag erinnert. Donar war der Gott des beständigsten Gewitterregens, aber auch des vernichtenden Blitzes. Auf seinem Wagen, der mit zwei Böden bespannt ist, fährt er donnernd durch die Wolken und schleudert seinen Hammer Mjölnir dahin, der nach jedem einzelnen Blitzschlag von selbst in die Hand des Gottes zurückkehrt und so gut Felsen spaltet, wie Menschen tötet.

Von prophetischen Eigenschaften des Blitzes, wie sie den Donnerstein des Zeus von den Griechen zugeschrieben werden, findet sich auf deutschem Boden keine Spur, obwohl es recht nahe liegt, den Erscheinungen des Gewitters, wenn sie schon einmal unmittelbare, willkürliche Kraftäußerung eines Göttlichen sein sollen, auch die Bedeutung von Vorzeichen zuzuschreiben. Dieser Glaube existierte nicht nur bei den Griechen, sondern auch bei den Römern, deren Jupiter in Donner und Blitz seine Absichten verkündete, Staatsdritte entsendete, die für die Dauer von dreißig Jahren vorbedeutend waren, Familienblitze für die Lebenszeit des Familienvaters. Volksversammlungen wurden bei den Römern durch Eintreten eines Gewitters verhindert, weil Jupiter sie dann nicht wollte. Wie festgewurzelt der Glaube an die prophetische Bedeutung des Blitzschlags in Rom selbst unter den gelehrten Leuten war, zeigt eine darauf bezügliche merkwürdige Stelle in der „Naturgeschichte“ des Plinius, wo er den Zweifeln gehörig den Standpunkt klar macht: man sei jetzt so weit gekommen, daß nicht nur der Tag, an dem Gewitter zu erwarten seien, sich mit Bestimmtheit voraussagen lasse, sondern auch die Vorbedeutung der Blitze für das Schicksal des Privatmannes und des Staates auf der betriebsamen Grundlage zahlloser Erfahrungen allgemein anerkannt werden müsse.

Die systematisch ausgebildete „Blitztheorie“, die sich während der Kaiserzeit in Rom großen Aufsehens erfreute, war kein einheimisches Erzeugnis, sondern gleich so vielen andern Aberglauben von einem andern Volke herübergenommen worden. Aus dem benachbarten Etrurien, dessen nicht indogermanische Bevölkerung bis heute der Wissenschaft so viele ungelöste Rätsel aufgibt, waren die Julguratoren, die Blitzhauer, gekommen. Bei den Etruskern war die Blitztheorie, die sich in Rom nicht über das Gebiet der Allgemeinheiten hinausentwickelt hatte, zu einem umfassenden System ausgebaute worden, auf Grund der Lehre eines Zwerges von Kindergestalt mit grauen Haaren, Namens Tages, den nach der Uebersetzung ein Adersmann bei Tarquinius ausgepflegt haben sollte.

„Seine Schüler und Nachfolger lehrten“ — nach der kurzen Zusammenfassung dieses Aberglaubens in Manuzens „Römischer Geschichte“ — „welche Götter Blitze zu schleudern pflegten; wie man am Quartier des Himmels und an der Farbe den Blitz eines jeden Gottes erkenne; ob der Blitz einen dauernden Zustand andeute oder ein einzelnes Ereignis, und wenn dieses der Fall, ob dasselbe ein bestimmt datiertes sei oder durch Kunst sich verschieben lasse bis zu einer gewissen Grenze; wie man den eingeschlagenen Blitz bestimme, den drohenden einzuschlagen zwingt.“

Von den Mitteln, deren sich die etruskischen Blitzhauer bedienten, um den Blitz abzuwenden, war das wirksamste ein abgehäuteter Felskopf, was denn ungefähr auf einer Höhe steht mit dem Zelt aus der blitzfreie Haut eines „Meerlalles“, worunter nach Plinius in Rom ängstliche Leute bei einem Donnerwetter gern sich verkrochen. Interessanter wäre, wenn wir etwas von den Mitteln wüßten, deren sich die etruskischen Julguratoren bedienten, um den Blitz herabzuziehen. Alexander von Humboldt bedauert im „Kosmos“ das gänzliche Fehlen diesbezüglicher Nachrichten, weil möglicherweise in dem Wust abergläubischer Aberglauben ein bisshen wirkliche Naturerkenntnis gesteckt hat, das zur Vorgeschichte des Blitzableiters gehören würde.

Daß dem klassischen Altertum die Beziehungen zwischen Blitz und leitenden Metallen nicht ganz unbekannt waren, geht aus einer gleichfalls von Humboldt angezogenen Stelle des griechischen Geschichtsschreibers Ateias hervor, der um 100 v. Chr. als Leibarzt des persischen Großkönigs Artaxerxes Mnemon in Susa gelebt hat; er berichtet, er habe zwei eiserne Schwerte besessen, Geschenke des Schahs und seiner Mutter Parysatis, die, in die Erde gepflanzt, Blitzstrahlen abwendeten. Die Wirkung habe er selbst konstatieren können, da der König zweimal vor seinen Augen das Experiment gemacht habe.

Mag bei der Kürze dieser Nachricht erheblicher Zweifel bleiben, zumal Ateias nicht gerade zu den glaubwürdigsten Schriftstellern gehört, — sicher ist doch, daß dem Altertum Vorrichtungen nicht ganz unbekannt waren, die dem heutigen Blitzableiter sehr nahe kommen. Der verstorbene deutsche Ägyptologe Heinrich Brugsch-Pacha hat nämlich durch Uebersetzung einer Anzahl von Hieroglyphenschriften aus der Ptolomäerzeit (von ca. 300 v. Chr. ab) bewiesen, daß die hohen, besagten Mastbäume, die zu den ägyptischen Tempeln gehörten, wenigstens in dieser Epoche griechischen Einflusses dem Zwecke dienten, das Einschlagen von Blitzen zu verhüten, und deshalb an der Spitze mit Kupfer beschlagen waren. In einer Inschrift des Tempels von Edfu heißt es: „Dies ist der hohe Pylonbau des Gottes von Edfu, am Hauptfusse des leuchtenden Horus. Mastbäume befinden sich paarweise an ihrem Platze, um das Ungewitter an der Himmelshöhe zu schneiden.“ An einer andern Stelle wird diese Beschreibung so ergänzt: „Ihre Mastbäume aus dem Achholze reichen bis zum Himmelsgewölbe und sind mit Kupfer des Landes beschlagen.“ In Dendera bei Theben waren die Thorbauten des Tempels nach einer Inschrift mit vier hohen Masten versehen, deren Spitzen mit Kupfer beschlagen waren, „um zu brechen das Unwetter

vom Himmel“. Nach diesen und ähnlichen Stellen kann kein Zweifel bestehen, daß am Nil in den letzten Jahrhunderten vor Christo thatsächlich eine primitive Art Blitzableiter bekannt war.

Ob dem nun eine griechische Entdeckung oder ägyptische Beobachtungen zu Grunde lagen, die allen abergläubischen Vorstellungen sind nicht durch diese empirisch festgestellten Thatsachen verdrängt worden, und auch die Vorrichtung selber ist total in Vergessenheit geraten, so daß Franklin nicht irgend welche Vorläufer des Blitzableiters weiter entwiderte, als er „dem Himmel den Blitz entriß“. Bis weit in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts hinein waltete in Deutschland der ärgste Aberglauben in Bezug auf die Gewittererscheinungen ob. Der Gott Donar ward freilich nach Einführung des Christentums zu einem heidnischen „Unhold“, der aber deshalb dem Volke nicht für etwas Unwirkliches galt. Das erstarrte die populäre Vorstellung, Donner und Blitz seien ein Werk höllischer Mächte, ein Teufelsputz, der sich durch Weibungen, vor allem den Schall gemeiner Glocken vertreiben lasse. Das lateinische Motto, das Schiller über seine „Glocke“ gefeiert hat: „Die Lebenden rufe, die Toten belege, die Blitze breche ich“, lehrt auf zahllosen älteren Glocken als Inschrift wieder, manchmal auch deutsch, wie auf der Lübenkirchener Glocke von 1519: „Sente Johann heißen ich, in die ere Goh lüden ich, den Duelle verdröben ich, den lewendigen roeffen ich, de doden beclen ich, Donnerweder wenden ich; Jan van Nulle gois nich.“ Um die Blitze abzuwenden, läutete man früher bei Gewittern die Glocken; in manchen Gegenden mag es hier und da noch jetzt vorkommen; jedenfalls ist das „Donnerwetterläuten“ noch nicht lange ausgestorben.

Einen merkwürdigen Zusammenstoß des alten Aberglaubens mit der modernen wissenschaftlichen Auffassung der Uebersetzung, die seit Franklins Entdeckung zur Geltung gelangt ist, hat die Geschichte der Stadt Düsseldorf zu verzeichnen. Der Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz hatte noch in einer Verordnung vom 17. Febr. 1780 seineit Rücksicht auf die Vorurteile seiner bergischen Untthanen genommen, daß er das Donnerwetterläuten gestattete, obwohl für die Glöcker damit beträchtliche Lebensgefahr verknüpft war. Schon im folgenden Jahre aber geriet die Regierung dadurch in Konflikt mit dem ererbten Aberglauben der Düsseldorfer Bevölkerung, daß sie alle öffentlichen Gebäude von Düsseldorf mit Blitzableitern Franklinschen Systems versehen ließ. Verhört der Kanalisimus sah darin eine Verkürzung der göttlichen Strafgerichtsbarkeit und brachte einen Aufruhr zu stande, der die Blitzableiter zerstören wollte und das Einschreiten der bewaffneten Macht zur Folge hatte. Wichtiger war eine in Massen verbreitete Broschüre des Professors Hemmer, die alle Einwürfe gegen die Blitzableiter in populärer Sprache widerlegte. Das Volk ließ darauf zunächst die weiteren Anlagen ruhig geschehen. Als dann aber im Sommer 1783 ein schweres Gewitter in Düsseldorf großen Schaden anrichtete und dem Aberglauben für eine Strafe Gottes galt, führte der allgemeine Unwille zu neuen Straßkrawallen, bei denen wieder Blut floß. Die Regierung ließ durch Vernehmung von Zeugen feststellen, daß die öffentlichen Gebäude und vor allem der Pulverturm nur durch die Blitzableiter vor Schaden behütet worden seien. Noch längere Zeit aber mußten die verhassten Anlagen durch militärische Bewachung vor Beschädigung und Zerstörung geschützt werden. Der Düsseldorfer Blizaufbruch ist wohl der mächtigste Widerstand, den die altheidnische Blitztheorie der modernen naturwissenschaftlichen geleistet hat. —

Dr. A. Conrady.

## Kleines feuilleton.

ck. Frauen als Seelente. In Bristol wurde vor einiger Zeit zu allgemeiner Ueberschätzung entdeckt, daß ein junges Mädchen sich von dort immer als gemeiner Matrose einschiffte. Es ist jedoch keine so große Seltenheit, daß Frauen zur See gehen. Etwa um dieselbe Zeit kam der österreichische Dampfer „Jora“ von Alexandria in Philadelphia mit einer „Bemannung“ von türkischen Frauen an, die nach der Aussage des Kapitäns vorzügliche Matrosen waren. Erst in den letzten Wochen unterzeichnete der französische Marineminister wieder die Erlaubnis für eine Frau aus einem normannischen Fischerdorf, sich an Bord einer Fischerschmack als Mitglied der Schiffsmannschaft einzuschiffen. Diese Erlaubnis war, wie berichtet wurde, die 63., die von dem Marineminister während des vergangenen Jahres unterzeichnet wurde. An der bretonischen Küste verdienen im ganzen gegen 3000 Frauen ihren Lebensunterhalt auf diese Weise. Jede muß eine offizielle Erlaubnis haben, ehe sie ihren gefährlichen und beschwerlichen Beruf annimmt; dann aber nimmt sie in Bezug auf den Lohn und die Arbeit dieselbe Stelle wie ihre Gefährtin ein. Nur in einer sehr wichtigen Hinsicht steht sie unter ihren männlichen Mitarbeitern; sie erhält ein zweites offizielles Dokument, in dem ihr ausdrücklich verboten ist, jemals nach der begehrten Stellung des Kapitäns eines kleinen Kauffahrers zu streben. In Norwegen, Schweden und Finnland schiffen sich Frauen häufig als Matrosen ein, ohne daß Einwendungen gemacht werden, und sie leisten Vorzügliches, während in Dänemark viele Frauen vom Staate als Piloten gebraucht werden. In ihren kleinen Booten gehen sie weit in die See hinaus antkommenden Schiffen entgegen, dann klettern sie über Bord, und nachdem sie ihr offizielles Diplom gezeigt haben, steuern sie das Schiff geschickt in den Hafen. Alle Mädchen auf der Insel Hinkla bei Rhodus sind, wie eine Londoner

Neue berichtet, süßne und geschickte Seelente und überdies vorzüglichste Taucher. Sie müssen zur See gehen, wenn sie nach dem Ehesstand streben, denn sie dürfen erst dann heiraten, wenn sie wenigstens drei Seereisen mitgemacht und eine besondere Art Schwämme aus einer bestimmten Tiefe mitgebracht haben. Die Bewohner der Insel leben nämlich alle von der Schwammfischerei. Auch in Santa Barbara giebt es eine Kolonie weiblicher Seelente, darunter dreizehn Schwefelstern, die die Töchter einer Mutter sind. Letztere ist niemals zur See gewesen, aber seit 31 Jahren bewacht sie den dortigen Leuchtturm, und während jener langen Zeit ist sie jeden Abend zum Turm hinaufgestiegen und hat nachts das Feuer bewacht. Jetzt ist sie sehr alt und schwach, aber sie weigert sich hartnäckig, ihre Stellung aufzugeben. „Meine Töchter“, sagt die alte Frau, „haben einen sehr gefährlichen Beruf. In mir ist es, die Gefahr so weit wie möglich dadurch zu vermindern, daß ich, so lange ich lebe, das Leuchtfeuer brennend erhalte“. In Yokohama halten die meisten eingeborenen Brote von Logier- und Kohlhäusern weibliche Mannschaften zum Einschiffen auf Kisten dampfern, wenn es an Mannschaften fehlt. Sie gehen nicht in die Tafelung, sollen aber für jede andre Arbeit, sogar für die Heizung und als Kohlentrimmer vorzüglich sein. In ihrer freien Zeit am Ufer nehmen sie häufig einen Strohkontrakt und sind in dieser schweren Arbeit sogar den Männern überlegen. Es giebt aber auch viele Beispiele, daß Frauen allein Schiffe geföhrt haben, wenn sie durch den Druck der Verhältnisse dazu gezwungen waren. Ein typischer Fall dafür ist der der Brigantine „Moosburg“, die im Herbst des Jahres 1877 auf einer Reise von China nach Australien von der Cholera betroffen wurde. Nur die Frau des Kapitäns entging der Krankheit, und sie wurde noch dadurch gehemmt, daß sie einen Säugling zu nähren und wachen hatte. Trotzdem steuerte sie das Schiff nach Brisbane, was eine Reise von sieben Wochen Dauer bedeutet; während sie die Arbeit der ganzen Mannschaft verrichtete, pflegte sie in ihrem freien Augenblicke auch noch die Kranken. —

**kl. Ueber das Gähnen,** welches uns bei längerem aufmerksamen Anhören oder Ansehen einer langweiligen Sache befällt, ja welches auch durch längere anstrengende Aufmerksamkeit auf einen interessanten Gegenstand erfolgen kann, sind die Meinungen noch geteilt. Ursache ist es, daß Ermüdung des Nervensystems und Luft hunger die erste Veranlassung zum Gähnen bieten. Aber auch Hunger- und Krankheitsgefühl zwingen zum Gähnen; ebenso neigen Personen, welche an Ohnmächten oder Krampfanfällen leiden, vor Eintritt derselben zu häufigem Gähnen. Eine gewisse Schwäche in der Muskulatur des Kopfes zwingt schon zum Gähnen, wenn nur vom Gähnen gesprochen wird, ebenso entsteht dasselbe durch eine gewisse Ideenassociation beim Anblick eines Gähnenden. Körperliche Anstrengungen führen ebenfalls zum Gähnen. Das Gähnen geschieht durch ein tiefes und langhames Einatmen mit weitgeöffnetem Munde, wobei der Gaumenhimmel stark gehoben, die Stimmritze und Brust sehr erweitert ist. Dem krampfartigen Gähnen folgt bisweilen ein langhames, häufiger aber ein kurzes, ausstöhnendes Ausatmen. Nicht zu selten ist öfteres Gähnen der Vorbote des Schlafbedürfnisses. —

**Kulturgeschichtliches.**

**k. Eine „Religion des Mordes“.** Das Treiben der Thugs, der religiösen Fanatiker in Indien, die einen Geheimbund von Mauthörtern bilden, kennzeichnet folgende Mitteilung eines Mitarbeiters der „Revue“: Ein Bibliothekar des britischen Museums hat mir vor einiger Zeit eines der merkwürdigsten Dokumente gezeigt, die jemals von der Kartographie hergestellt wurden. Es war die berühmte Karte des Kapitäns Paton, der im Jahre 1830 die Idee hatte, seiner Regierung einer malerische Bezeichnung der Orte zu geben, in denen die Thugs ihre Opfer erdrosselten und vergifteten. Es gab da Thatsachen, die die Phantasie eines Edgar Poe hätten anregen können. Ungefähr 5000 Morde waren von 40 Personen begangen, die in ihrem Vaterlande allgemein geachtet wurden. In ihrer Spitze stand der ehrwürdige Bahram, auf dessen Anteil 931 Morde fielen, die er während der 40 Jahre seiner religiösen Thätigkeit in der Provinz Durbh begangen hat. Nach ihm kommt ein gewisser Mamfor, der 608 Personen erdrosselt hat. Rassy Khan hat nur 508 Personen ermordet, aber er hat diese Zahl in 30 Jahren erreicht. Er hält also den Rekord von 25 Morden jährlich. Auf Manabuz den Schwarzen fielen 340, auf Mahar 377, auf Andoocome 264 Erdrosselungen. Wenn man diese Totenliste durchsieht, sieht man von dieser Höhe auf 20, 10 oder sogar nur 5 Morde jährlich herab, die zu Ehren der Göttin Kali ausgeführt wurden. Dies war zweifellos der Höhepunkt der Religion Stasis, die ihre Anhänger nicht nur die Kunst der Erdrosselung lehrte, sondern ihre Diener auch den unheimlichen Augen der Nichtgläubigen verbarg. —

**Technisches.**

**ss. Eine Neuerung im Eisenbahn-Signalsystem,** die zunächst auf einer kurzen Strecke der Chicago-Ost-Milwaukee-Eisenbahn versuchsweise eingeführt worden ist, wird vom „Elektrotechnischen Anzeiger“ beschrieben. Die Erfindung ist namentlich insofern bemerkenswert, als sie von sämtlichen bisher in Anwendung gekommenen Verfahren grundsätzlich verschieden ist. Wer sich ein wenig mit dem Eisenbahnsystem beschäftigt hat, weiß, daß eine Eisenbahnstrecke in eine Anzahl von Blockstrecken eingeteilt

ist, die gegeneinander durch Signale geschützt werden müssen, damit die notwendige Forderung gewahrt bleibt, daß sich höchstens auf je einer Blockstrecke ein Zug befinden darf. Die Signale, die dem Führer des fahrenden Zuges die nötigen Weisungen erteilen und nach deren Stellung er erkennt, ob er weiter fahren darf oder halten muß, werden bisher bekanntlich auf besonderen Masten angebracht und durch die Stellung eines Hebels oder durch die Farbe von Lampen gegeben. Bei dem neuen System, das vom Ingenieur Miller herrührt, werden dagegen die Zeichen von Lampen abgelesen, die sich auf der Lokomotive selbst befinden. Der Lokomotivführer hat auf seinem Stand zwei Glühlampen vor sich, eine weiße und eine rote, von denen immer nur eine brennen kann. So lange die weiße Lampe brennt, weiß er, daß das Geleise wenigstens zwei Blockstrecken vor seinem Zuge frei ist; leuchtet die rote Lampe auf, während die weiße erlischt, so erfährt er dadurch, daß sich in der zweiten Blockstrecke vor ihm ein Zug befindet. Bleiben beide Lampen dunkel, so ist das ebenfalls als ein Zeichen der Gefahr aufzufassen. Der Betrieb dieses Systems kann begreiflicherweise nur dadurch erreicht werden, daß die Lokomotive in eine elektrische Verbindung mit der Blockstation gesetzt wird, was durch Schienenleitung leicht erzielt werden kann. Das eine Leitungsende wird mit den Rädern der Lokomotive verbunden, das andre mit einem der Tenderräder, das gegen den übrigen Zug isoliert wird. Das Erglühen der einen oder der andern Lampe beim Passieren einer Station dauert fort, bis die nächste Station erreicht wird, so daß z. B. das rote Licht auf der Lokomotive so lange in Thätigkeit bleibt, bis der Zug an der nächsten Station angelangt ist, wo dann entweder die Fortdauer der Gefahr angezeigt, oder durch Aufglühen der weißen Lampe das Signal „freie Fahrt“ gegeben wird. Außer der Batterie auf der Blockstation wird zur Sicherheit auch noch der Maschine selbst eine solche mitgegeben. Jeder in einem gewissen Block befindliche Eisenbahnzug schaltet nicht nur die Batterie der zunächst hinter ihm liegenden Blockstation um, sondern auch noch diejenige der dahinter liegenden zweiten. Das hat den großen Vorteil, daß der Führer eines Zuges stets eine ganze Blockstrecke vor sich hat, um den Zug zum Stehen zu bringen, nachdem er das Warnungssignal durch die rote Lampe erhalten hat. Das Hineinfahren in die gefährdete Strecke ist dadurch bedeutend erschwert worden. —

**Humoristisches.**

— **Praktische Arithmetik.** Lehrer (in der Elementarschule): „Wer kann mir sagen, wie viel ist zwei mal sechzig?“  
 Moriz (zufend): „Eine Mark zwanzig!“ —  
 — In der Leihbibliothek. Dame: „Ich hätte gern etwas von Nietzsche, was können Sie mir da empfehlen?“  
 Commis: „Vielleicht „Jenseits von Gut und Böse“ oder „Zarathustra?“  
 Dame: „Ah, geben Sie mir „Zarathustra“.“  
 Commis (nach längerem Suchen): „Zarathustra ist aber augenblicklich nicht da.“  
 Dame: „Na, dann nächstes Mal. Für heute geben Sie mir dann etwas andres. Ist das „Gänseleli“ von der Gschiruth da?“ —  
 — Schwäbische Weisheit. Bauer: „Wisset Se, 's beschte Fäcke für so a kalts Jahreszeitle ischt eben e Cognälle!“ — („Jugend“.)

**Notizen.**

— Otto Ernst's Schauspiel „Die Gerechtigkeit“ geht am 1. Februar erstmalig im Schauspielhause in Scene. Am selben Abend erlebt auch Stobäfers Einakter „Seelust“ daselbst die Erstaufführung. —  
 — Die Neue freie Volksbühne bringt in diesem Monat am 11., 18. und 25. (jedesmal nachmittags 1/3 Uhr) das in Berlin noch nicht gegebene sociale Drama „Schlagende Wetter“ von Eugenie della Grazia im Belle-Alliance-Theater zur Aufführung. —  
 — Joseph Werkmanns „Kreuzwegstürmer“ hatte bei seiner Erstaufführung im Hamburger Stadttheater einen freundlichen Erfolg. —  
 — Musikdirektor Berger aus Berlin ist zum Nachfolger Friß Steinbachs in Meiningen ernannt worden. —  
 — Die Berliner Nationalgalerie hat ein Bild Wilhelm Trübners, das Porträt des Mannes im grünen Sessel, angekauft. —  
 — Im Staate Queensland (Australien) giebt es nach den eben veröffentlichten Angaben des Ackerbauministers 934 artensische Brunnen, gegen 574 im Jahre 1898. Ueber 600 sind auf Staatskosten hergestellt. Die durchschnittliche Tiefe der Bohrungen beträgt 400 Meter, die Gesamtlänge 378 Kilometer. Der tägliche Wasserausfluß beläuft sich auf 15 1/2 Mill. Hektoliter. Die größte erreichte Tiefe beträgt 1100 Meter. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 11. Januar.